



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 28.

Wiesbaden, den 11. April 1915.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Von unseren osmanischen Bundesfreunden“, von J. Weiskirch. — „Kriegsfreude und Kriegsgleid“, von M. Koch. — „Die Silberlinge“, Erzählung von Franz Wismann. — „Der heilige Haß“, von Artur Brausewetter. — „Die Malerei der Gräberzeit“, von Professor Dr. H. Hamann. — „Ein Biergespräch“, aus einem Schützengraben in Rußland. — „Bildbogen fürs Haus“, aus der Wapen eines Familienwappens. — „Lustige Götter“.

Zum Geleit:

Die Tapferkeit ist freilich verschieden. Der Mut des Tieres, des Mäubers, die Tapferkeit für die Ehre, die ritterliche Tapferkeit sind noch nicht die wahren Formen. Die wahre Tapferkeit gebildeter Völker ist das Bereitsein zur Aufopferung im Dienste des Staates, so daß das Individuum nur eins unter vielen ausmacht. Nicht der persönliche Mut, sondern die Einordnung in das Allgemeine ist hier das Wichtige. Hegel.

Von unseren osmanischen Bundesfreunden.

Von Johanna Weiskirch.

Es ist kein neues Lied auf meiner Leier, das ich heute singe: Das Lob der Türken, oder besser gesagt: der Osmanen! Ich singe es schon zweiundzwanzig Jahre hindurch wieder und immer wieder in allen Tönen, in allen Variationen. Das ist von dem Tage an gerechnet, da ich zum ersten Male Konstantinopels Boden betrat. Man hat mir, meist widerwillig oder spöttisch, nie aber gläubig und überzeugt gelauscht. Das hat mich oft schwer verdrossen, aber nicht beirrt. Ich habe doch bei jeder Gelegenheit, manchmal auch bei Nichtgelegenheiten, meinen Hymnus auf die Osmanen wieder angestimmt. Ganz besonders aber während der Tripolis- und Balkan-Kriege, da das ganze christliche Europa, Deutschland nicht völlig ausgeschlossen, unter der Fahne mit dem Kreuz seinen Bannfluch über das unglückliche Osmanenreich und sein Volk schleuderte, und den Erlöser millionenfach ans Marterholz nagelte. Mir hat damals um die auf den Schlachtfeldern verblutenden prächtigen Söhne Osmans das Herz so weh getan, als ob es meiner Heimat Söhne seien. Was habe ich damals alles zu hören bekommen ob meiner unbegreiflich sentimentalischen Türken-Vorliebe!

Eines bedauere ich in diesen großen Tagen: daß ich dem Wunsche meines Herzens nicht folgen und nicht nach Konstantinopel reisen kann. Mit den Männern möchte ich einmal reden, die ich dort und in Anatolien als Verbannte kennen lernte, zu deren heiligsten Träumen das gehörte, was nun zur stolzen Wirklichkeit geworden ist: Die Verbrüderung mit den von ihnen heiß geliebten und verehrten Deutschen. Noch sehe ich im Geist des prächtigen Jungtürken Heday-Beys, unseres Freund-Nachbars in Haidar-Pascha, Antlitz verlegen-schämig erröten, da er mir von diesem Osmanentraum sprach.

Darüber sind Jahre hingegangen. Inzwischen mag sein und seiner vielen Gesinnungsgenossen Liebe und Vertrauen zum Deutschtum manchmal einen Stoß bekommen haben. Das ist nun, wo die Fahne mit dem Halbmond und dem Stern neben den deutschen und österreichisch-ungarischen Flaggen weht, völlig vergessen. Ja, weit mehr als das! Es ist Klarheit und Wahrheit eingetreten, und daraus die osmanische Bundesbrüderschaft hervorgegangen. Mein Glaube an ihre Treue bis zum letzten Hauch ist unerschütterlich. Von Türkenmut und Türkentreue wird die Geschichte des großen Völkerringens in goldenen Lettern später zu berichten wissen.

Ach, jetzt nur wenige Tage in Konstantinopel verweilen zu dürfen. Wie die dort verlebten Jahre wieder lebendig in mir werden, wie alles greifbar nahe vor mir steht! Mir ist, als müßte ich im nächsten Augenblick mit den hochgesinnten Jungtürken, mit denen mich noch heute die Bande der Freundschaft verknüpfen, über das reden können, was unsere Herzen so tief bewegt: als brauchte ich nur über die Strafe zu gehen, um die Gesichter der unter Sultan Abdul Hamids Günstlings- und Badschischwirtschaft nach Anatolien Verbannte ausleuchten zu sehen. Sie, die vor Sehnsucht nach der Heimat versmacht wären, wenn sie nicht den Mut, im anatolischen Hochland zu vegetieren, aus ihren stolzen Zukunftsträumen geschöpft hätten, befreite die jungtürkische Revolution und schenkte sie ihrem Volk zu seinem Heil und Segen wieder. Namentlich ihrer drei sind es, die meinem verstorbenen Mann und mir besonders nahe gerückt sind, deren ich in diesen Tagen häufig denken muß. In erster Linie des einer alten vornehmen osmanischen Familie aus Smyrna entstammenden Heday-Beys. Wie durch ein Wunder entging er, dessen Seele doch dem Jung-

türkentum glühte wie kaum eines zweiten, durch sein äußerst fluges, maßvolles Auftreten der Verbannung. Wie sehr er im Interesse seines Landes und Volkes unter Abdul Hamids Mißwirtschaft litt, ist unbeschreiblich.

Oft saß er an herrlichen Abenden neben uns auf der meerwärts gelegenen Terrasse unseres Hauses in Haidar-Pascha und genoss mit uns den zauberhaften Anblick Konstantinopels, über das die sinkende Sonne eine Farben-Symphonie ohnegleichen ausgoß. Dann konnte ich mich so recht in die blutende Seele des Mannes versetzen, der die inneren Verhältnisse der heißgeliebten Hauptstadt so gern mit den äußeren im Einklang gewußt hätte. So manchen Günstlingsnamen gab es, an dem er vor Grimm fast erstarrte, wenn er ihn aussprach. Und wenn er uns an manchen Tagen mit erbleichendem Angesicht von den Spionen erzählte, die ihn verfolgt oder sich ihm in plumper Weise unter dem Deckmantel der Freundschaft aufgedrängt hatten, konnte man kaum glauben, denselben Mann vor sich zu haben, der mit den unbewegten Mienen eines Stoikers durch die Straßen Stambuls oder Peras schritt.

Meine Gedanken gehen zu den beiden anderen, und ein Bild aus Ikonium auf Anatoliens Hochebene steht vor meiner Seele: Es ist Freitag, der Sonntag der Türken. Durch die engen, winkligen Straßen der alten, grauen Stadt schreiten, aus verschiedenen Richtungen kommend, eine Anzahl ernster, bärtiger Männer dem Hause des Direktors der Ottomanischen Bank, eines Syriers, zu. Es sind mehrere geistliche und weltliche Würdenträger darunter. Die anderen sind, aus dem fernen Konstantinopel nach Ikonium Verbannte, die hier teils mit, teils ohne Familie leben, oder besser gesagt: vegetieren. Ihnen allen bedeutete es ein großes Glück, als die Bagdad-Bahn in Angriff genommen wurde und eine kleine deutsche Kolonie von Ingenieuren und Beamten etwas Abwechslung in das furchtbare stumpfe Einerlei ihres Lebens brachte. Zu jedem Einzelnen von uns sahen diese, durch die bitterste Leidenschule gegangenen Männer mit einer geradezu erschütternden Verehrung und Hoffnung empor, die mitunter direkt beschämend wirkte. Mit dem Einzug der immer mehr vorschreitenden deutschen Kultur in Kleinasien mußte ja über kurz oder lang die Erlösungstunde schlagen! Man sah es, als wir austauschten, daß der erzwungene Respekt vor dem Moskowitertum zu weichen begann. Auch ich lenkte an dem Freitag, von dem ich erzählen will, um die nachmittägige Empfangsstunde meine Schritte nach dem meiner Wohnung naheliegenden Hause des Bankdirektors. Hinter seinen kunstvoll vergitterten Fenstern empfängt mich die Hausfrau mit der ihr eigenen entzündenden Liebeshwürdigkeit. Während die Männer im Selalik mit dem Hausherrn das Neueste vom Tage verhandeln oder ein Spielchen machen, plaudern die weiblichen Gäste mit der Dame des Hauses, einer vornehmen Armenierin, im Haremlik. Inzwischen gleitet eine arabische Dienerin auf unhörbaren Sohlen umher und reicht türkischen Kaffee, Tee, Erfrischungen und Zigaretten. Da öffnet der hochgewachsene kurdische Kawaf leise die Türe und ein schlanker, eleganter Türke, das reizende älteste Töchterchen des Hauses an der Hand, tritt herein. Er kommt öfter in unseren Kreis und ist immer hochwillkommen, da er geistvoll in fast allen Kultursprachen zu plaudern versteht. Aber niemals, und wenn er noch so fröhlich lacht und scherzt, weicht die tiefe Melancholie aus seinen dunklen Augen. Einmal, zu einer Stunde, da er mit der Dame des Hauses und mir allein im Haremlik weilte, ging ihm das Herz auf und er erzählte die Geschichte seines Lebens:

Einem alten Geschlecht Konstantinopels entstammend, hatte ihn sein Wissensdrang schon früh ins Ausland geführt. An verschiedenen europäischen Universitäten hatte er seinen Rechtsstudien obgelegen; zuletzt, am längsten und mit besonderer Auszeichnung in Heidelberg. Dort hatte seine Liebe zu den Deutschen und zum Deutschtum tiefe Wurzel gefaßt, auf der sie zu einem starken großen Baum emporgewachsen war. Mit begeistert leuchtenden Augen erzählte er von den inhaltreichen Jahren seiner Heidelberger Studienzeit als von der schönsten seines Lebens. In tadellosem Deutsch pries er die Schönheit der deutschen Lande und ihre unver-

gleichlichen Einrichtungen. Als ihn die Liebe zum Vaterland heimwärts trieb, um die erworbenen Kenntnisse in den Dienst desselben zu stellen, befeelte ihn der heiße Wunsch, mit anderen gleichgesinnten Männern zusammen bei der notwendigen Umgestaltung der meisten Verwaltungszweige deutsche Gesetze grundlegend zu machen. Aber schon nach wenigen Wochen sah er sich von Spionen umgeben und gar bald kam der Tag, an dem sich sein trauriges Geschick erfüllte. In einem Restaurant Peras, in dem er bei einem Glase Münchener Bier die großen deutschen Zeitungen zu lesen pflegte, forderte ihn eines Abends ein Geheimpolizist mit festem Druck der Hand auf seine Schulter auf, ihm ohne jeglichen Widerstand zu folgen. Lautlos, ahnungsvoll — denn er wußte, was ihm bevorstand — erhob er sich und verließ hinter dem Voranschreitenden das Lokal, in dem er mit befreundeten deutschen Männern so manchen Gedanken-Austausch gehabt hatte. Ein in der Perastraße haltender Wagen brachte ihn sofort auf ein im Bosphorus ankerndes Schiff, das bereits im ersten Morgengrauen die Fahrt antrat. Seine flehende Bitte, der alten geliebten Mutter Lebewohl sagen zu dürfen, war abschlägige beschieden worden, und auf seine Frage, wessen man ihn beschuldige und wohin man ihn bringe, hatte er keine Antwort, aber die Weisung, zu schweigen, erhalten. Nach Tagen voll dumpfer Verzweiflung hatte man ihn in Erzerum gelandet, ihn aber nach kurzer Zeit nach Wan im armenischen Hochland gebracht. Dort mußte er Jahre hindurch das denkbar trostloseste Leben führen. Der Umstand, daß er einem hohen türkischen Würdenträger in einer Prozeßgeschichte gute Ratschläge erteilen konnte, veranlaßte diesen, sich für seine Ueberführung nach Konia zu verwenden. Dort hatte er durch die im Bau begriffene anatolische Eisenbahn wieder etwas Fühlung mit europäischer Kultur bekommen, wenn er auch in unwürdiger Weise beobachtet und kontrolliert wurde. Keine Stunde bei Tag und Nacht war er vor Haus-suchungen sicher! Keine europäische Zeitung durfte bei ihm vorgefunden werden, keinen Brief durfte er geschlossen abschicken, noch einen solchen erhalten, und das Weichbild der Stadt nie verlassen. Das ihm von der Mutter und Verwandten zugesandte Geld erhielt er nur zum kleinsten Teile ausbezahlt. Und doch kam ihm sein Leben im Verhältnis zu den lehtergangenen Jahren von dem Tage an unendlich reich vor, da das Häuflein deutscher Kulturträger, die Bagdadbahn-Erbauer, in Ikoniums Mauern einzogen. Beim Bankdirektor war neutraler Boden, den er betreten durfte, aber keines der Häuser, in denen die deutschen Ingenieure wohnten. So traf man denn einander im gastlichen Konak des Herrn Traad, wohin wir auch die großen deutschen Zeitungen für den armen Hilmi-Bey schickten.

Eine glühende Sehnsucht nach Konstantinopel und nach der alten Mutter wehte durch des Mannes Erzählung und eine schwere Träne rann ihm über die braune Wange in den Bart.

Bei seinen letzten Worten öffnete der Kawaf abermals leise die Türe und die imponierende Gestalt eines langbärtigen Mannes füllte ihren Rahmen wie ein patriarchalisches Bild. Genau so hatte ich ihn mir auch vorgestellt, den nach Ikonium verbannten allverehrten türkischen Dichter Ebu-Sia-Bey, der da mit weltfremd gewordenem, verlorenem Ausdruck seiner großen dunklen Augen auf unsere Gruppe schaute. Auch ihm, einem großen Verehrer deutscher Kunst und Wissenschaft, gingen Herz und Mund über in dieser Stunde. Mit seltsam umflorter Stimme erzählte er, der seit Jahren mit den ihm durch den menschenfreundlichen Gouverneur verschafften kargen Mitteln das bescheidenste Dasein fristetete, daß er ehemals im Besitz der bedeutendsten Buchhandlung Stambuls und eines großen Vermögens gewesen sei. Ihm waren sein Dichtergenie und seine heiße Liebe zum Volk und zur Heimat zum Verhängnis geworden. Das heilige Feuer, das in seinen Liedern glühte, hatte ihm Abdul Hamids Spione auf den Hals gehehrt. An dem Tage, da man ihn verdächtigte, jungtürkische Schriften verbreitet zu haben, wurde er verhaftet und sein Magazin in Brand gesteckt. Dieselben flammen, die mit gierigen Zungen sein Hab und Gut verzehrten, leuchteten ihm auf dem Weg in die Verbannung.

Auch ihn hat die jungtürkische Revolution daraus eßt und seiner Liederseele die gebundenen Schwingen breitet.

Das Glück dieser Drei, von denen ich hier berichtete, ihr die deutsche Bundesbrüderschaft muß ergreifend sein! Ad ihrer gibt es Tausende im osmanischen Reich. Ja, ich sehe nicht an, zu behaupten, daß sie, im Grunde ihrer Seelen genommen, typisch für das Volk der Osmanen sind.



Kriegsfreude und Kriegsleid.

Von Matthias Koch.

Von einem Gang komme ich nach Hause. An der Türe begegnet mir mein Jüngster. Er ist drei Jahre alt und kann noch nicht recht sprechen. „Eugen in Kriea.“ sagt er und schaut mich dabei mit strahlendem Gesicht seelenverankert an. Ein Stuch geht mir durchs Herz. Ich denke: O du heilige Unschuld, du weißt nicht, was dein Plappermäulchen redet. Sollte es mit der Abreise seines Bataillons so schnell gegangen sein, daß er nicht einmal noch hätte Abschied von mir nehmen können? Frage ich mich bange. Der kleine Mann scheint zu merken, daß er mir mit seiner Botschaft keine so große Freude gemacht, wie er gehofft. Wie tröstend sagt er schnell: „Kommt wieder.“ Das fröhliche Lächeln blüht noch auf seinem frischen Gesicht.

Der Krieg, ja der fürchterliche Krieg hat ihm nichts als eitel Freude gebracht. Jeder Tag bringt neues Vergnügen. Die Stadt liegt voll von Soldaten, täglich ziehen singende Truppen am Haus vorüber. Die großen Brüder sind auch dabei. Sie sind eines Tages im Waffenrock mit Helm und Schwert nach Hause gekommen. Da gibt's viel zu begucken und zu bestaunen. Das kleine Knabenherz weiß all das Neue kaum zu fassen.

Solche Gedanken erwägend, streiche ich meinem Liebling über den Krauskopf und gehe an ihm vorüber in die Wohnzimm. Meine Frau kommt mir mit bleichem Gesicht entgegen und teilt mir mit, Eugen, der Keltste unserer Söhne, sei vor einer Stunde mit der Botschaft ins Zimmer gestürzt: „Hurra! Heute abend 5 Uhr geht's ab ins Feld! „Mein Herz.“ sage ich zu meiner Geliebten, indem ich ihre Hände ergreife, „sei tapfer und freue dich, daß auch wir dem Vaterland zwei Söhne schenken dürfen. Kann es etwas Erhebenderes geben für Elternherzen?“ „Du hast recht,“ erwidert sie leise, lehnt sich aber, wie Trost suchend, an mich, und unaufhaltsam rinnen die Tränen über ihre Wangen.

Der Krieg, ja der Krieg! Einige Wochen nach dem Abschied unseres Ältesten zog auch sein jüngerer Bruder Theo ihm nach ins Feld. Er ist erst 17 Jahre alt. Aber er hat mich flehend: „Vater, laß mich gehen; man braucht den letzten Mann. Es ist mir heilige Gewissenspflicht! Soll ich dabei bleiben, wo so viele Familienväter hinausziehen? Falle ich, so falle ich für euch und das Vaterland.“ So hatte auch unser Ältester gesagt. „Woher kommt doch dieser Dörmerei und diese Begeisterung?“ sagte ich zu meiner Frau, „es ist kein rasch verlodertes Strohfeuer, es ist eiserne Entschlossenheit, todesmutiger Heldensinn! Sieh doch diese Bürschchen da draußen, die noch nicht hinter den Ohren trocken sind. Sie machen's den Soldaten auf der Gasse nach. Hast du gesehen, wie ihre Augen blitzen, wie sie die kurzen Beine herauswerfen, wenn es ans Marschieren geht; wie sie fest und mannhaft auftreten, stolz die Fahnen schwingen und die Trommel schlagen? Gott, der unser Volk nicht verlassen wird, hat diesen Geist in unserer Jugend geweckt. Er wird uns nach hartem Kampf einen herrlichen Sieg verleihen.“

Seit Monaten liegen sie nun draußen im Schützengraben, unsere beiden Jungen. Wie bangt oft das Herz um sie. Wie entbehrungsreich, wie anstrengend, wie gefahrvoll ist das Leben da draußen. Aber sie haben den Mut nicht verloren, sie schreiben Briefe voll zuverlässigen Hoffens und festen Gottvertrauens. Welche Freude, wenn die Feldpost kommt. Unser Jüngster lieh es sich nicht nehmen, seinem Eugen und Theo Brieflein zu schreiben. Man mußte ihm die kleine Hand führen. Ja Pakete wollte er ihnen schicken. Und welchen Stolz hatte er, als er eigenhändig sein „Päckle“ am Posthalter ab-

geben durfte. Tausendmal des Tages fragt er die Mutter nach seinen Brüdern. Jüngst meinte er, sie werden doch wohl auch bald verwundet werden und dann hierher ins Lazarett kommen. Ob sie dann wohl einen Kopfschuss oder einen Bauchschuss bekämen. Nichts als Soldatenlieder hört man ihn singen. „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen.“ Ich muß gestehen, ich habe nachgerade dieses Lied mehr als satt, denn wie hundertmal mußte ich es hören. Aber ich lasse ihn gewähren, den fröhlichen Sänger. Es steckt so ein gut Stück goldener Hoffnung darin. Oft fällt mir sein kindliches Wort ein: „Kommt wieder!“ Ach, daß sein unschuldiges Fallen zur Wahrheit würde, daß nach einem ruhmvollen Frieden für unser jetzt so hart bedrängtes Vaterland unsere geliebten Jungen bald wiederkehren möchten als Sieger. Es steht in Gottes Hand.



Die Silberlinge.

Erzählung von Franz Wichmann.

Richard Ruhlender schleicht sich auf sein Atelier. Nina braucht ihn nicht zu hören. Nur mit Toilettefragen würde sie ihn quälen. Wegen der rechten, wirksamen Farbenzusammensetzung. Er als Künstler versteht das. Und das ist das einzige, was sie bei der Kunst interessiert. Jetzt aber muß er mit seinen Gedanken allein sein.

Vor einem angefangenen Bilde bleibt er stehen. Bestellte Arbeit. Er macht nichts anderes mehr. Ein paar Striche. Dann fliegt der Pinsel zur Seite. Hastig schreitet er zum Fenster und drückt die heiße Stirn gegen die große, kalte Scheibe.

Herrgott, wenn sie noch an seiner Seite wäre! Wie damals, als sein guter Kamerad. Mit ihrem natürlichen, gesunden Urteil. Wie würde die Arbeit fliegen. Freilich nicht die! — blüht er verächtlich sich um. Jene — aus seinem Innersten geboren — bei der er fast verhungert wäre.

Was nur die Trude Schnell wieder in die Stadt geführt hat! Oder trägt sie vielleicht einen anderen Namen, den eines Mannes? Er weiß es nicht, will es auch nicht wissen, weil es zu weh tut. Aber gesehen hat er sie — da ist kein Zweifel. Hinter den weißen Vorhängen stand sie. Verstoßen herabblüend auf ihn. Nicht voll Haß und Verachtung. Nein, mit Mitleid nur. Und sie hat ja recht, ihn zu bedauern.

Er tritt vom Fenster zurück. Das reine Licht blendet ihn, seit er sich selbst seinen Himmel getrübt. Schwer aufatmend wirft er sich auf einen Sessel und stützt den Kopf in die Hände.

Da hat er sie jetzt, die Welt, nach der er sich gesehnt. Die Silberlinge des Verrats haben ihm ihr Tor erschlossen. Des Verrats an Trude! Und was ist diese Welt? Eine Summe von Enttäuschungen, die ihm das Leben verleiden.

Ach, wären das goldene Tage in Armut und Liebe! Die „ewige Braut“ nannten sie Trude. Sie kümmerte es nicht. Sie ging in ihr Geschäft, und was sie verdiente, teilte sie mit ihm. Tätig mußte sie immer sein, und die Hoffnung wollte sie nicht fahren lassen. Einmal mußte es schon recht werden. Er aber verzweifelte. Er kam auf keinen grünen Zweig. Wann würden sie je heiraten können? Immer blieb er der arme Teufel von Maler. Seine Bilder kamen wohl auf die Ausstellung, auch die Kritik erkannte sie an, aber niemand kaufte sie. Nur einmal für ein Porträt Trudes bot ihm einer einen bescheidenen Preis. Aber den verschmähte er. Das Bild war sein Heiligtum. Er profanierte es, wenn er es in andere Hände gab. Trude verstand es und lohnte ihn mit einem Kuß.

Aber ganz kannte sie ihn doch nicht. Von dem Judas, der in ihm schlummerte, hatte ihre reine Seele keine Ahnung.

Sie hatten zusammen gespart, damit er die Reise nach Italien machen könne. Nur eben über die Grenze, um einen Blick zu tun in die blaue Herrlichkeit der Adria. Weiter reichte es nicht. Der Gedanke goß Gift in den Becher

seiner kurzen Freude. Bis hierher und nicht weiter! Und das alles war doch nur ein Vorgeschmack. Dahinter kam erst das Große, das Wahre, das Schöne. Und das durfte er nicht sehen. O, das elende Geld! Ein bleicher Engel wehrte ihm mit trauriger Miene den Zugang zum Paradiese. Wie ein Bettler kam er sich vor in dem glänzenden Leben der Riviera. Mit scheuem Augenausschlag wagte er kaum daran zu nippen.

Ob es das gewesen, was Nina Zeisig reizte? Als er am Strande gemalt, hatte sie sich ihm genähert, unter nichtigem Vorwand eine Unterhaltung begonnen. Sie war weder jung, noch hübsch, üppig, in den mittleren Jahren, Witwe eines alten feinkleinen Mannes, wie er im Hotel erfuhr. An Bewerbern um ihr Geld fehlte es nicht. Aber was da war, imponierte ihr nicht. Etwas Besonderes mußte es sein. Ein Künstler etwa, mit dessen Namen man glänzen konnte. Ja, Künstler, darin bestand ihre Schwäche. Ganz offen gestand sie ihm das, eine Woche später, als sie bekannter geworden.

Er hatte nur bitter gelacht. Da war er gerade der Rechte, er, der keinen Namen hatte. Sie begriff das nicht. Was man nicht hatte, das machte man sich eben. Mit Geld war alles möglich. Heute im Zeitalter der Reklame! Man konnte das Dummste malen. Das Publikum mußte nur immer wieder darauf hingewiesen werden. Dann fiel es auf, und schließlich glaubte man daran. Der Name im Munde der Leute, das war schon der Ruhm. Wenigstens zog er ihn von selber nach sich.

Ruhlander lauschte der Stimme der Versuchung. Es war ja Wahrheit, was sie sprach. In bitterer Verzweiflung hatte er sich das schon lange selbst gestanden. Und die Stinname ward dringender. Überall umtönte sie ihn. Im Rauschen seidener Kleider, in den munteren Weisen der Kurmusik, im Klingen der Gläser an prunkenden Tafeln, überall hörte er den Klang der Silberlinge, die ihm die Welt erobern konnten. Nur heraus aus dem Elend! Nachher war alles gewonnen. Dann konnte er die Narren verlachen, leben und schaffen, wie es ihm beliebte. Nur die Hand brauchte er auszufreden.

Aber ehe er das tat, befiel ihn plötzlich die Angst, die Angst vor sich selbst. Unvermittelt reiste er ab zu Trude. Für den Augenblick hatte er Geld. Nina hatte alles erworben, was er draußen gemalt. Nicht aus Kunstverständnis. Davon besaß sie keine Spur, wie er längst erkannt hatte. Was sie kaufen wollte, war etwas anderes. Er wagte seiner Braut nicht davon zu sprechen, er verhehlte seinen Reichtum. Aber das Bewußtsein desselben war wohl schuld, daß er die rechte Fühlung verloren, daß er sich nicht mehr in die alten Verhältnisse finden konnte. Das Mädchen schien es zu empfinden. Mit wachsender Besorgnis beobachtete sie ihn. Und eines Tages kam sie selbst darauf, ehrlich und offen, wie sie immer gewesen. „Sage es nur, ich bin dir zur Last.“

„Es ist mir leid um deine Jugend, die du nutzlos opferst.“ hatte er geantwortet.

Sie weinte leise vor sich hin. „Ja, dieses Verhältnis bindet dich. Rücksichten machen dich zum Sklaven. Und der Künstler soll frei sein.“

„Es ist wahr, einer allein kommt leichter durchs Leben,“ bekannte er stöhnend. Die Wahrheit, die sie nicht ahnte, wagte er ihr auch jetzt nicht zu sagen. Aber ihr Opfer nahm er an. Nachdem sie ihn freigegeben, verließ sie die Stadt, in der sie nicht länger bleiben mochte. O, sie schlug sich schon anderwärts durch. Um sie brauchte er nicht zu sorgen. Auch sie war stark, wenn sie allein war. Er versprach, ihr zu schreiben. Aber das wollte sie nicht. „Es ist besser — wir vergessen einander —, wenn es möglich ist.“

Er hatte geglaubt, daß es möglich wäre, damals, als er der reichen Witwe seinen Namen gab. Sonst nichts. Sein Herz hatte nichts zu schaffen damit. Nur der beiderseitige Vorteil schloß den Bund. Bald aber erkannte er, was er hingegeben. Sich selbst samt dem Namen. Denn der gehörte jetzt ihr. Sie wirtschaftete —, sie wucherte wie mit einem Pfunde damit. Darauf verstand sie sich. Ihr erster Gatte war Geschäftsmann gewesen. Ehe er recht be-

griff, warum, hatte Ruhlander einen bekannten Namen. Es gab Bestellungen von allen Seiten, aus allen Kreisen, in denen sie verkehrten. Die Zeitungen schrieben von ihm, doch nicht immer anerkennend wie früher. Nina lachte darüber. Das ist ja die Hauptsache —, wenn sie nur schreiben. Und als er sich aufbäumte, Verirrungen des Zeitgeschmacks zu huldigen, die er im Innersten verwarf, da wurde sie ernstlich böse. „Das bist du mir schuldig,“ rief sie, „denn was du jetzt bist, dazu habe ich dich gemacht!“

Er mußte sich fügen, um einen Bruch zu vermeiden. Der aber in seiner Seele war nicht mehr zu heilen. Sein Name und was derselbe deckte, hatte nichts mehr zu schaffen mit wahrer Kunst. Was er arbeitete, war die Prostitution seiner künstlerischen Individualität, die er verkauft hatte um schönen Mammon.

Sein Leben war ihm wertlos geworden, die Arbeit mechanisch, ohne Freude. Und überall fehlte ihm der liebe, treue Kamerad, der alles mit ihm geteilt hatte.

Auf dem Tische lag ein Zeitungsblatt. Er griff danach. Es waren aufgeregte Tage. Ein politisches Gewitter verfinsterte die Luft. Wenn es eine Entladung gäbe! — Tod und Vernichtung in dieses graue, tägliche Einerlei! Aber er glaubte nicht mehr daran. Seit Jahren hatte man von Krieg gefabelt. Und immer war Friede geblieben. Es war ein schwaches Geschlecht. Die Not fürchtete man, und um des Wohllebens willen gab man sich selber auf, wie er.

Er mochte die Politik nicht lesen. Sein Blick fiel auf Verse. Es war ein Zitat aus einem Gedicht Albertas von Puttkamer über die „Welt“.

Sie schlägt noch heut das Herrliche ans Kreuz,

Sie häuft noch heut mit fürchterlichem Geiz

Die Silberlinge lächelnd zum Verrat

Und siegelt wohl mit Küßchen gar die Tat.“

Während schleuderte er das Blatt zur Seite, als wollte es ihn verhöhnen. Aber ein Ekel vor sich selber blieb, bitter, gallbitter, daß es ihm die Eingeweide zusammenkrampfte.

Er öffnete eine Schublade, zog den Browning heroor und spielte damit. Schon oft hatte er das getan. Solange, bis es einmal Ernst wurde. Aus der kurzen, dunklen Mündung führte ein Weg zur Freiheit. Aber ein anderer wäre ihm lieber gewesen.

Plötzlich zuckte er zusammen und verbarg die Waffe. Die Treppe kam etwas herauf — umständlich, breit, mit platten, schlürfenden Schritten. So ging nur Nina. Sie machte sich bemerkbar, sie markierte die Hausfrau.

Also hatte sie ihn doch hinaufschleichen hören? Aber daß sie ihm bis auf das Atelier folgte, war ungewöhnlich — schon der Anstrengung wegen. Die Toilettenfrage mußte diesmal besonders wichtig sein.

Man stört doch nicht? Die gewohnte, halb ironische Phrase blieb diesmal aus. Frau Nina sah erregt aus und hatte einen roten Kopf.

„Hast du denn das Morgenblatt gelesen, Richard?“ rief sie, noch in der Tür, ohne jede Einleitung.

Er sah nach der Zeitung hinüber. „Das da? Ich glaube, es ist noch von gestern.“

„Aber das ist ja entsetzlich!“ schrie Frau Nina mit höchstem Stimmaufwand und sank gleich darauf, von der Anstrengung keuchend, in einen Ledersessel. „Und du weißt es noch gar nicht! Es wird ja mobil gemacht!“

„Mo—bil ge—macht?“ starrte er sie einen Augenblick an. Dann aber durchfuhr es ihn wie ein elektrischer Schlag. „Gott sei Dank, endlich!“

Nina schlug außer sich die fetten Hände zusammen. „Was sagst du?“

„Ich meine das wird auch sein Gutes haben. Schwere Gewitter sollen sich entladen. Sonst bleibt eine ewige Stidluft!“

„Nun ja — wegen den andern wäre mir's ja gleich. Und Geld haben wir auch, um die schwersten Zeiten zu übersehen. Aber du mußt doch mit!“

„Als Landwehrmann, gewiß — und auch mit tausend Freuden! Sind mir die anderen Farben verleidet, mal' ich um so lieber mit Blut!“

„Aber du — ein Künstler! Das wäre doch eine Barbarei! Ich werde zum Kommandanten gehen. Du bist

doch was Besseres, dich kann man doch nicht wie Krethi und Plethi behandeln!"

Seine Züge verfinsterten sich. "Sprich es wenigstens nicht aus, wie niedrig du denkst!" stieß er unwillig hervor. "Vor dem Vaterland sind wir alle gleich. Und wahrhaftig, eine einzige Kugel gegen den Feind ist mehr wert, als zehn solcher Kitschbilder, wie ich sie um deinetwillen male!"

"Aber sie werden doch gekauft — sie haben dich doch zum bekannten Künstler gemacht. Und den darf man mir nicht nehmen. Ich liebe dich doch, Richard!"

Sein höhnisches Auflachen machte der pathetischen Geberde, mit der sie ihre Worte begleiten wollte, ein Ende. Es graute ihm jedesmal, das Wort "Künstler" aus ihrem Munde zu hören. Und er fühlte es, sie dachte nur an sich — an das glänzende Schaustück, das sie sich erkaufte und jetzt zu verlieren fürchtete. Ihre Herzlosigkeit empörte ihn.

"Tröste dich," sagte er bitter, "schlimmstenfalls bleibst du ja doch die Witwe eines Künstlers, der einen Namen hat!"

Damit lief er an ihr vorüber — auf die Straße hinunter, um Näheres über die große Neuigkeit zu erfahren, die ihn, der eben noch mit Todesgedanken gespielt, plötzlich mit frischem, starkem Leben erfüllte.

* * *

Das Schulhaus war in ein Lazarett verwandelt worden. Zu ebener Erde lagen die Schwerverwundeten, denen man einen Transport über die Treppen hatte ersparen wollen.

Ueber ein Bett am Fenster beugte sich der Arzt.

"Wenn Sie sonst noch einen Wunsch haben —"

"Immer den einen, Herr Doktor, den Sie mir nie erfüllen!"

"Ach, lassen Sie das —, wir müssen das doch besser wissen!" Der ärgerliche Ton klang gemacht. Etwas wie Mitleid bebte darin.

"Aber mein Kopf ist ja wieder gesund. Warum dann immer noch die Binde, wenn ich keine Schmerzen mehr spüre. Nur die Augen geben Sie frei. Ich möchte ja nur sehen, was mir geschehen ist."

"Lieber Freund," beruhigte der Arzt, "Sie müssen Geduld haben. Sonst wird man nicht gesund. Das alles erfahren Sie ja, sobald es Zeit ist." Rasch entfernte er sich, um weitere Bitten abzuschneiden. An der Tür aber traf er auf eine dem Lazarett neu zugewiesene Schwester vom Roten Kreuz. Auf den Verwundeten deutend, wechselte er einige Worte mit ihr. Sie nickte und näherte sich mit ihren leichten, geräuschlosen Schritten dem Lager.

"Sind Sie es, Schwester Veronika?" fragte der Leidende, als sie die Lippen glättete.

Die Krankenpflegerin fuhr zurück und starrte entsetzt in das wachsbliche Gesicht, das sie, von der Binde und einem dichten, verwilderten Vollbart fast verhüllt, nicht erkannt hatte. Den Schrei, der ihr schon auf den Lippen gelegen, unterdrückend, faßte sie sich gewaltsam und antwortete mit verstellter Stimme:

"Ich bin an ihre Stelle getreten und werde mit gleicher Sorgfalt —"

Aber sie täuschte ihn nicht. Ehe sie zu Ende kam, begab sich etwas Schreckliches.

"Trude!" Der Schrei zerriß die schwüle Stille des Leidensaales, und wer den Kopf rühren konnte, wandte sich herum.

Der aber, der den Namen ausgestoßen, war im Bette aufgefahren. "Jetzt mag der Doktor sagen, was er will. Ich muß dich sehen!" Ein Ruck — mit beiden Händen zugleich — und die Binde fiel vom Kopfe des Verwundeten.

Totenstille. — Ein Wenden und Tasten. — "Ja — ist es denn Nacht? Ich sehe dich nicht, Trude!"

Dann herzerreißende stammelnde Laute, mit denen sich die Schwester schluchzend über ihn warf. "O du Unseliger — du hast ja keine Augen mehr!"

"Keine — Augen — mehr?" Wie ein Stück Blei sank Richard Ruhlander in die Kissen zurück. Er fühlte ihre Lip-

pen auf seinem Gesichte brennen und schwieg. Dann suchte seine Hand tastend die ihre. "Ich danke dir, Trude! Dich hat der Himmel gesendet, um mir die Wahrheit zu offenbaren. Ein Künstler ohne Augen! Das ist ein toter Mann! Gut, daß ich es weiß!"

Der Arzt kam, aufgeregt, zornig. Aber der Anblick der weinenden Schwester entwaffnete ihn.

"Sie Armer, daß Sie es auch jetzt schon erfahren mußten."

Einer im nächsten Bette, dem man das Bein abgenommen, wußte Näheres. Auf einem belgischen Schlachtfeld hatte man Ruhlander gefunden, bewußtlos, mit ausgestochenen Augen. Ein Franktireur hatte an dem schon schwer Verwundeten sein scheußliches Nachwerk verübt.

"Die schlimmste Gefahr ist vorüber," beruhigte der Doktor, "jetzt werden Sie bald gesunden."

Um den Mund des Künstlers zuckte es seltsam, als er gegangen. "Ja, jetzt werde ich bald gesunden. Ich war erkrankt am Leben, durch eigene Schuld. Da gibt es nur eine Heilung."

Trude wollte ihn nicht verstehen. Sie begann zu erzählen, wie sie gleich bei Beginn des Krieges, um sich nützlich zu machen, nachdem sie schon vorher der Krankenpflege sich gewidmet, beim Roten Kreuze eingetreten sei.

Ganz still liegend hatte er ihr zugehört. Jetzt fragte er. "Hast du alles gewußt?"

Sie neigte das braune Haupt. "Ich werde deine Frau benachrichtigen."

Der Schrecken fürchte seine bleichen Züge. "Nein, nicht, ich bitte dich," bat er fast flehentlich. "Sie hat kein Herz, nur Geld. Es ist genug, daß du bei mir bist, die kurze Zeit noch."

"Du wirst ja nicht sterben, Richard."

Die Antwort, die er nicht gab, stand gleichwohl auf seinem Gesicht. Eine feste, ruhige Zuversicht, fast wie Erlösungsfreude.

Gegen Abend verschlimmerte sich sein Zustand. Das Fieber kehrte wieder, heftiger als zuvor. Und die ganze Nacht quälten ihn wilde Phantasien. Die Verse, die er damals in der Zeitung gelesen, kehrten darin wieder. Dann verworrenes Zeug, Selbstanlagen, Gewissensbisse, Reue. Die Augen mußten es sein, gerade die Augen. Der Schöpfer gab sie, um die Schönheit zu sehen. Und er, Richard, entweichte sie. Lüge gab er, wo er die Wahrheit sah. Und um Geld verriet er seine Kunst, seine Liebe, wie Judas den Herrn. Aber zum Stride brauchte er nicht zu greifen. Die Silberlinge taten schon selbst ihr Werk. Ihr Gift tötete ihn. Schwester Trude konnte das nicht anhören. Sie erhob sich und ging an ein anderes Lager. Als der Doktor vorüberkam, sah sie ihn fragend an. Der zuckte die Achseln. "Die Wunde ist es nicht. Aber die Erkenntnis seines Zustandes kann eine neue Gefahr bringen."

Sie hörte den leisen Vorwurf, der in den Worten lag. Aber trug sie denn eine Schuld? Dauernd konnte ihm das Entsetzliche doch nicht verheimlicht werden. Und was ihr den Mund geöffnet, was ihr den Schreckensruf der Wahrheit entriß, — es war ja Mitleid, Liebe, Erbarmen gewesen.

"Sie glauben doch nicht, daß er sterben wird?" schluchzte sie auf.

"Wünschen wir ihm das Beste."

Der Arzt ging weiter.

Drei Tage später kam Ruhlander noch einmal für kurze Zeit zur Besinnung. Verse Kleist's kamen ihm auf die Lippen:

"Zwar eine Sonne, sagt man, scheint dort auch,

Und über bunt're Felder noch als hier —"

"Hoffen wir es, Richard," flüstert Trude erschütterter.

Dann schlief er ein. Langsam erkaltete seine Hand in der ihren.



Der heilige Haß.

Von Artur Brausewetter.

Ich bin ein Christ — und hasse doch
Und schäme mich des Hasses nicht;
„Den Feind, du sollst ihn lieben noch!“
Ich hör' es wohl — doch tu ich's nicht.
Man flüchte mir manch Böses zu,
Bergalt mir Glauben mit Betrug,
Ich sent' es in Vergessens Ruh
Und streich' es aus des Schuldners Buch.
Jetzt ist nicht Zeit zu kleinem Haß,
Zu flachem Dieb und welkem Streit,
Jetzt blüht und allibt der große Haß,
Jetzt brennt das heil'ge Herzleid.
„Was sie mir tun, sie wissen's nicht“.
Zum kleinen Hasse viel zu groß,
Sprach Jesus seine Mörder los,
Entriß die Feinde dem Gericht.
Doch wenn in seines Vaters Haus
Der Krämer mit dem Heuchler saß,
Dag' er sie mit der Geißel aus.
Das war sein flammend heil'ger Haß!
Dem Volke Haß aus heil'gem Grund,
Das heute kreuzigt unsern Herrn,
Das sich ihm naht mit Gleichermund,
Das Judas'herz ihm abgrundfern,
Das mit der Lüge Drachenbrut
Den weiten Erdenkreis durchhät,
Auf Brüder, die erlauft sein Blut,
Der wilden Dorden Hölle heßt!
Ich bin ein Christ — und hasse doch
Und schäme mich des Hasses nicht;
„Den Feind, du sollst ihn lieben noch!“
Ich hör' es wohl — doch tu ich's nicht.



Die Malerei der Gründerzeit.

Von Professor Dr. R. Hamann.

Der Sammelname, den wir für diese Zeit der Persönlichkeiten wählen, den der Gründer, ist leider sehr in Verfall gekommen und sollte doch ein Ehrenname werden. Denn alle jene großen Schöpfer waren in ihrer Art Gründer, von Bismarck dem Reichsgründer angefangen. Nietzsche wollte eine Gemeinde und einen neuen Glauben gründen, der Philosoph sollte Prophet werden, Zarathustra. Wagner fühlte sich als Begründer einer neuen ästhetischen Religion, und das Festspielhaus in Bayreuth, eine der Kulturgründungen jener Zeit, steht noch heute. Auch den Malern genügte nicht das bloße Malen von Bildern, sie wollten einen Grund legen für etwas, was ewig in der Kunst bleiben sollte. Daher auch bei den Künstlern, deren Sinnlichkeit ganz stark und unmittelbar arbeitete, wie bei Böcklin, das eifrige Theoretisieren, das Suchen nach unumstößlichen Fundamenten einer großen Kunst, daher von Feuerbach ein Vermächtnis, und daher bei H. v. Marées eine vollkommene Unbekümmertheit, ja Nichtachtung des einzelnen Werkes, hinter deren jedem ein höheres Ziel und ein Suchen nach Grundlagen einer vollkommenen Kunst steckte.

Entsprechend diesem Persönlichkeitsbewußtsein ist die Malerei durch und durch figürlich. Personen und Vorgänge zwischen Personen beherrschen den Inhalt der Malerei, und wie diese am besten zur Geltung zu bringen sind, ist das immer wiederkehrende Problem aller theoretischen Erörterungen über die „Sichtbarkeit der Dinge“. Der Personendarstellung zuliebe ist das Format lebens- oder überlebensgroß.

Böcklin wie Feuerbach lieben es, Einzelfiguren in großer Pose vorzuführen, Tragödiinnen wie Iphigenie, Medea, Kleopatra, oder allegorische Gestalten wie Euterpe, Flora. Böcklins Abenteuerer vermag ein Symbol der Zeit überhaupt abzugeben, das idealisierte Bild eines Eroberers und Gewaltmenschen, eines Gründers. Die Landschaft, die

Umgebung eines Menschen tritt ganz dahinter zurück. Bei Böcklin wird sie mythologisiert, personifiziert. Sie offenbart sich nur noch im Reflex der Personen, die in ihr sich tummeln und ihr Lebenselement haben. Alles redet mit menschlichen Zungen wie in Nietzsches bilderreicher Sprache. Oder die Landschaft wird Hintergrund, bestimmt, den Menschen groß und bedeutend erscheinen zu lassen. Ganz bewußt werden Wirkungen ausgespielt, wie das Tieflegen des Horizontes, daß der Mensch auf weiter Ebene hoch in den Himmel ragt, oder wie das reiche wirre Geranke von Zweigen und Blüten, vor denen das menschliche Antlitz ruhig, würdevoll und Schweigen gebietend sich absetzt.

Die Porträtkunst der Zeit ist auch nicht eine getreuliche Wiedergabe der Natur, sondern ein Herausarbeiten der Persönlichkeit, deren Erscheinen im Bilde als ein Auftreten in der Öffentlichkeit aufgefaßt wird. Böcklin stellt sich immer wie vor dem Publikum malend dar, in bedeutender Pose und zugleich als Uebermenschen mit dem Tod zu Gast.

Und das muß man Lenbach (1836—1904) lassen. Die Physiognomie der Zeit hat er in seinen Porträts glänzend herausgebracht, das Imponierende des Auftretens, das Bedeutende, immer nach außen Gewandte der Persönlichkeit, das doch niemals nur Pose ist, sondern geisterfüllt, eine wunderbare Mischung von aristokratischer Gesinnung und bürgerlicher Tatkraft, wie in seinen besten Bismarckporträts. Daneben mag der Vorwurf der Virtuosität bestehen bleiben, die schließlich in jedem Kopf einen ähnlichen Effekt erzielt.

Man ist gewohnt, in der Gründerzeit allzusehr die materialistische Genußsucht und Profitgier einer kapitalistischen Epoche zu sehen. Tatsächlich ist aber auch das geschäftliche Gründertum nur eine Seite einer tatkräftigen Zeit, die sich große Ziele setzt und immer über das Gewöhnliche und Nächste hinaus spekuliert. Die Teleologie tritt an Stelle der Theologie der Nazarener. In der Malerei sucht man in den Themen das Außerordentliche, das Uebermenschliche, über die Gegenwart Erhobene, das Schenswerte, das man nicht alle Tage sieht. Deshalb greift man zum Teil zu den Themen der alten Monumentalkunst, religiösen wie hauptsächlich Gebhardt, zur Mythologie und Sage wie Böcklin und Feuerbach, zu großen Ereignissen der Geschichte wie Piloty, Maxart oder zu Gestalten der hohen Poesie wie Feuerbach, Beder, Viktor Müller.

Schon das Sehen selber fühlt sich produktiv und unabhängig vom Naturvorbild. Auf Kantischer Kategorienlehre hat Conrad Fiedler seine Lehre vom künstlerischen Sehen aufgebaut, für das der Natureindruck nur ein Mittel ist, um mit Hilfe der künstlerischen Form des Sehens eine ganz andere, stärkere und reinere Sichtbarkeit zu gewinnen. Böcklin redet beständig davon, wie der Künstler mit eigenen Mitteln, geschickt verwendeten Kontrasten, Farben und Linien Raumwerte schaffen kann, die das, was wir in der Natur sehen, weit hinter sich lassen. Immer ist bei ihm das Bewußtsein der Schöpfung mächtig, der Unabhängigkeit vom Modell. Der Künstler bestimmt das Wesentliche, nicht das Naturbild, Wille, nicht Korrektheit ist die Lösung.

Trotzdem haben alle diese Bilder eine ganz andere Realität als in dem abstrakten Idealismus der Nazarenerzeit. Wie in der Zeit die Mechanik und Naturwissenschaft unter Helmholtz' Führung dominierte und doch gegenüber dem Materialismus der 50er Jahre eines Bäckners nur als Mittel, nicht als Selbstzweck gewertet wurde, ja die Atome und Moleküle als geistige Erzeugnisse des Menschen im Dienste praktischer Zwecke aufgefaßt wurden, so wird auch in der Malerei die absolute Sichtbarkeit des Dargestellten, der Schein der Realität aufs äußerste getrieben, aber doch nur, um einer idealistischen Schöpfung des Künstlers zum in sich geschlossenen, glaubhaften Bilde zu verhelfen.

Diesem Realitätsgefühl entsprechend werden die Formen plastisch, körperlich. In lebensgroßem Format treten die Gestalten rund und leibhaftig an den Rand des Bildes wie an den Rand der Bühne, auf sie greifen könnte. Böcklin hat sich selber bildhauerisch betätigt, und das Loslösen der Figuren von der Tafel, das Glaubwürdigmachen ist ihm die Hauptkunst des Malers. Feuerbach opponiert gegen die in asiatische Prunkteppiche eingehüllten Schemen ohne Fleisch

und Knochen, mit denen ein glücklicherer Nebenbuhler es sich leicht machte. Die Entwicklung von Hans von Marées geht immer mehr von der Fläche zur vollen runden Figur. Was mehr der plastischen Zeichnung eigen ist, überträgt er auf das Gemälde, die Modellierung der Figuren mit der Form nachgehenden Pinselstrichen. Die Farbe setzt er in immer erneuten Bemühungen so dick auf, daß schließlich eine Art von plastischem Relief die Formen emportreibt. Und ebenso ist bekannt, wie Leibl schließlich zu einer altmeisterlichen Glätte und Härte der Zeichnung gelangt, daß die Natur an Bestimmtheit überboten scheint. Zugleich verbindet er damit eine eingehende Detaillierung. Der Eindruck materieller Realität scheint nicht weiter zu treiben. Alles das wirkt um so entschiedener, wenn man von der verschwommenen Manier der 50er Jahre herkommt, dem auflösenden und stark subjektivistischen Stimmungsimpressionismus.

Aber es ist keine abstrakte Plastik, wie im Klassizismus, keine gemalte Skulptur, sondern die Plastizität der Gestalten dient nur dem Eindruck physischen Lebens und unmittelbarer Wirklichkeitsnähe. Deshalb ist auch die Malerei die führende Kunst der Zeit und nicht die Plastik, die sich eher der Malerei an Lebensfülle, Stofflichkeit und Bühnenrealismus zu nähern sucht. Gelegentlich wendet sich die Zeit auch direkt gegen die antike Kunst, wie Böcklin, der in einigen Bildern sich offenbachisch über sie lustig macht. Gerade die idealen Gegenstände erscheinen nun so natürlich, daß man an sie glaubt wie an Böcklins Zentauren und alle seine anderen Fabelwesen. Hat man doch ihm, dem Idealisten, heute gerade den Naturalismus seiner Phantasiegestalten vorgeworfen, die das Interesse schaulustiger Leute wie die Naturwunder in einem Aquarium auf sich zögen.

Dieser Lebendigkeit und Wirklichkeitsfrische dient aber vor allem die Farbe, die sich dem plastischen Relief der Formen hinzugesellt. Wie trübe waren die Stimmungsbilder der 50er Jahre, braune Sauce nach Böcklins hartem Worte, oder wie musikalisch gestimmt, in eins zerfloßen. Jetzt wird die Farbe leuchtend, kräftig, aber auch hart, sie trennt und charakterisiert die Gegenstände und hebt alles glänzend voneinander ab auf die Gefahr hin, das Bild bunt zu machen. Die Rücksicht auf Farbenharmonie kommt erst in zweiter Stelle, erst muß sie selber in die Augen springen, das Interesse für das Dargestellte reizen, die Dinge sondern, die Räume klären. Feuerbach hat einen eigenen Mangel, den er zuweilen als drückend empfand, zum Vorwurf gegen seine Zeitgenossen formuliert. „Illuminist ist derjenige, der alles etwa Brauchbare zusammenstellt, um eine erträgliche Verblüffung zu erreichen. Große Leinwand mosaikartig zu bemalen ist von guter Kunst aber ungefähr so weit entfernt wie ein Freudenmädchen von einer anständigen Frau.“ Gemeint ist in erster Linie Makart, dessen Farbenplut in rauschenden Stoffen die Zeitgenossen blendete. Und doch ist Böcklins Farbe noch intensiver, metallisch in ihrer Reinheit, selbstleuchtend und zugleich die Gestalten schmüdend und vom Hintergrund lösend. Ein Suchen nach neuen Malmitteln, das beständige Fragen: „Warum steht die Farbe da, gerade die Farbe und in der Menge?“ bezeugen, wie wichtig diesen Formenkünstlern diese sinnliche Seite des Eindrucks ist. Feuerbach ist aber gerade in der Farbe am unzeitgemähesten.

Das ungeheure Realitätsgefühl, das den Bildern die Kraft des Eindrucks sichert, nimmt ihnen auch die Vorbildlichkeit repräsentativer Posen und die Uebernatürlichkeit religiöser, verehrungswürdiger Gestalten. Alles lebt und fordert zum Schauen auf, ein Schauspiel, blendend und reich. So wird das Gesichtsbild jetzt ein mit pomphafter Dekoration ausgestattetes Drama, die gedanklich anregenden Allegorien früherer Kunst werden zu effektvollen Phantasmagorien ohne Ernst, ein Augengenuß wie ein Feuerwerk, poetisch bereits verarbeitete Stoffe finden leicht im Bilde Eingang, so daß Gestalten wie Iphigenie, Medea nicht Personen der antiken Sage sind, sondern der hohen Tragödie. Ihr Auftreten bewundert man. Das religiöse Bild selber wird zum Passionspiel mit reichen Kostümen und studierten Gebärden wie bei Gebhardt, ähnlich den

Messen, die wir im Konzertsaal hören. Was Wagner im Parsifal anspreche, eine Religion der Musik, ein Mysterienspiel, vollzog sich auch in der Malerei. Immer aber ist die Gefahr für die Künstler, auf Kosten des Realitätsgefühles in theatralische Pose und äußerliche Kostümierung zu verfallen wie Piloty und Makart und auch die ganz Großen zuweilen.

Wir entnehmen diese Ausführungen einer soeben erschienenen Entwicklungsgeschichte der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert, verfaßt von dem Marburger Professor für Kunstgeschichte Richard Hamann („Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert“ — Aus Natur und Geisteswelt 448—451. Ein Doppelband Text, ein Doppelband Abbildungen [57 ganzseit. und 200 halbfert.] zu geb. je 2 M., in Leinw. geb. je 2,50 M., in einem Halbpergamamentband 6 M.).



Ein Viergespräch.

(Aus einem Schützengraben in Rußland).

Rußland: Ich lüge nie, auf Ehrenwort.
 England: Ich send' die Wahrheit immerfort.
 Frankreich: Ich rede wahr und klar und grad.
 Deutschland: Ich schweige' und rede durch die Tat.
 Frankreich: Den Krieg, den führ ich noch fünf Jahr.
 Rußland: Ich führ ihn sehn, das ist doch klar.
 England: Ich führ ihn zwanzig, ganz gewiß.
 Deutschland: Ich führ ihn, bis er fertig ist.
 England: Wir schließen Frieden nur zu dritt.
 Rußland: Jawohl, wenn du schließt, schließ ich mit.
 Frankreich: Wir schließen Frieden in Berlin.
 Deutschland: Jawohl, und wir diktiert ihn.
 England: Wir schlagen den Deutschen, das steht fest.
 Rußland: Fest steht, der Deutsche kriegt den Rest.
 Frankreich: Fest steht, wir nehmen Elsaß ein.
 Deutschland: Fest steht und treu die Wacht am Rhein.
 Frankreich: Wir sind schon halbwegs in Berlin.
 England: Bald woll'n wir durch die Linden ziehn.
 Rußland: Das Kaiserischloß wird unser Sitz.
 Deutschland: Auf Wiedersehn in Döberitz.
 Frankreich: Barbaren sollen die Deutschen sein.
 Rußland: Sie schlagen alles kurz und klein.
 England: Sie haben schon alles klein gekriegt.
 Deutschland: Bloß deine große Schnauze nicht.
 Rußland: Die Deutschen sollen in Brüssel sein.
 England: Sie nehmen sogar Antwerpen ein.
 Frankreich: Ich glaub, sie kriegen immer mehr.
 Deutschland: Ja, Krieg, das kommt von kriegen her.
 England: Wir schlagen die Deutschen, eh man's glaubt.
 Rußland: Wir schlagen sie direkt aufs Haupt.
 Frankreich: Wir schlagen, bis das Herz uns bricht.
 Deutschland: Du kennst mein Herz noch lange nicht.
 Frankreich: Wir senden noch hunderttausend Mann.
 England: Zweihundertmillionen schick ich heran.
 Rußland: Fünfhundert, die hauen die Deutschen durch.
 Deutschland: Wir schicken einen Hindenburg.
 „Das Boff“.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Kavve eines Familienvaters.

Hindenburg auf der Kriegsschule.

Einer seiner früheren Lehrer, Oberleutnant Professor Dr. Pochhammer, widmete Hindenburg eine knappe, aber inhaltsreiche Lebensskizze. Er spricht von ihm als von einem höchst selbständigen Kriegsscholaren, der sich nicht immer vorchriftsmäßig benahm, und in scherzhaftem Tone nennt er ihn gar einen schlimmen „Uebelthäter“, gesteht auch, daß er vor dieser Hünen Gestalt, die hart vor dem Katheder, gleich hinter dem

ersten Tisch, sah, einen an Furcht grenzenden Respekt empfand. Das war ja „der verkörperte Kriegsgott“ in der älteren Erscheinung, stämmig, starkgeschultert, hoch über das Grenadiermaß hinausgewachsen, der Schnurrbart gleich dem Viktor Emanuels martialisch in die Länge gepflegt, die Spitzen wie gezüchtete Dolche, das kurzborstige Haar wie eine Krabbürste starrend, die Stirn, die steil zum Nasenrücken abfiel, immer voller Gedanken, und über das ganze Gesicht, wie ja auch heute, eine Mischung von Wohlwollen und Entschlossenheit gebreitet, von Güte und Kraft. Auf der Brust trug er den Schwerter-Orden und das Eisene Kreuz zweiter Klasse. Als blutjunger Offizier, noch nicht neunzehnjährig, hatte er bei Königgrätz, später bei Gravelotte, St. Privat und Sedan gekämpft, und jetzt war er Premierleutnant des dritten Garderegiments zu Fuß und sah auf den Bänken der Kriegsschule. Ein aufmerksamer Zuhörer, gewiß. Bisweilen aber geschah es, daß er mitten im Kolleg die Welt um sich her zu vergessen schien, den Herrn Professor qualitererst, und ganz mechanisch eine Generalstabkarte sich unter die Nase schob, zum Birkel griff, Geschützwirlungen und Marschlinien abmaß, mit dem Bleistift Beieble und Meldungen schrieb, kurz, auf eigene Faust Kriegsgeschichte trieb und mit dampfendem Kopf seine Zukunftschlachten schlug. Das hätte nun freilich Mühe verdient. Pochhammer aber sah ein, daß nicht der Schüler die Schuldige war, sondern er, der Lehrer. Sobald nämlich der Vortrag aufhörte, interessant und belehrend zu sein, verlor sich der Premierleutnant in seine Karten, und das merkte sich der Vortragende und raffte sich jedesmal, wenn der junge Heide nach dem „Moilke-Birkel“ langte, zu erhöhter Geistesaktivität auf, um dessen Aufmerksamkeit zu fesseln. So kritisierte der Schüler in seiner Weise den Lehrer, so lernte der Lehrer von dem Schüler. Also jedenfalls ein wohlthätiger Nebelstäter.

Flüchtlingskinder.

Mein Nachbar war ein stiller, schroffer, einsamer Mann, der ungerne in sein Inneres blicken ließ. Aus Kroatien gebürtig, war er elternlos in einer fremdsprachigen Anstalt aufgewachsen und ohne Frau und Kind. Er erzählte wenig, trocken und unwirksam, aber jedes Wort, das er sich abran, sprengte einen Niesel seines abgeschlossenen Herzens. Wir sprachen von der Not der Flüchtlingskinder, die mit Gepäck überlastet auf den verschlammten Landstraßen Galiziens wandern, zusammenschürmelt in einer Bahnhofsdecke tanzen, flehende Hände zu vorbeimarschierenden Soldaten heben, vor Erschöpfung ihren Eltern unter den Händen sterben. Wir sprachen von den elternlos Verpönten, die von ihrem Schicksal nur das eine wissen: daß sie Hunger haben und die Eltern fort sind. Der Hauptmann an meiner Seite sagte: „Als wir das letzte Mal ihm in der Feldblüthe einen Wehlbrei zurechtgemacht, es war halb verhungert. Zwei Wochen lang habe ich es dann mitzurück mußten, dort, wo die Straße längs des San verläuft, kam ein Wimmern aus dem Strahengraben. Ich dachte: da erkauft eine Kase im Dred. War aber ein kleines Kind, ein Mädchen von zwei Jahren. Ich nahm es an mich und habe gehabt, auf dem ganzen Rückzug. In Saubusch habe ich es abgeliefert.“ Ein andermal lief uns ein vierzehnjähriger Bub zu, dem hatte eine Granate Vater, Mutter — alles totgeschlagen. Was sollten wir mit ihm anfangen? Ich nahm ihn als Vorwapp in den Train, da ist er noch heute und ist ein rechter Futurist geworden.“ Wir sprachen von der Treue der Soldaten gegen ihre Offiziere, der Hauptmann erzählte, und seine Augen leuchteten auf: „Bei Komarow brachte uns der Sturmangriff mittags in die feindliche Schwarmlinie. Eine Ausfeuerlage der russischen Artillerie gab uns den Rest, von meiner Kompanie blieben vierundzwanzig Mann. Ich hatte einen Schuß ins Bein und war wehrlos. Zwei meiner Leute hoben mich auf die verkränkten Arme, zwei russische Kugeln warfen sie zu Boden. Zwei andere sprangen hinzu, hoben mich auf — und brachen tödlich getroffen zusammen. Wieder eilte einer der braven Bierzeuner herbei, lud mich auf den Rücken und trug mich durch den Kugelregen aus der Front. . . . Bei der Evakuierung Przemysl's traf ich ihn wieder. Er hatte einen Schuß durch Bauch und Rücken und war zum Skelett abgemagert, ich hätte ihn nicht erkannt. Er aber streckte mir seine Knochenhände entgegen und rief, während ihm die Tränen über die Backen liefen: „Herr Hauptmann, kennen Sie mich nicht mehr?“ Ich werde den Ton nie aus dem Ohr verlieren.“

(Berliner Tagblatt.)

Himmelfahrts-Kommando.

Als Beitrag zu dem Thema „Soldatenprache“ teilt uns ein Leser ein Matrosenwort mit, das in seinem arimigen Humor für den todesverachtenden Kampfsitt unserer blauen Jungen zeugt. In Kiel, erzählt er, begegnete ich einem Obermatrosen der Marine. Die Inschrift des Müsenbandes war mir neu, ich legitimierte mich und fragte, wo er an Bord sei.

„Di hebb Himmelfahrts-Kommando!“ antwortete der Seemann mit gutmütigem Lachen. „Was hebbt Ihr?“ fragte ich, weil ich nicht gleich begriffen hatte. „O — wi köm woll nich wieder!“ und der Mann erzählte mir von einem waschhaligen Unternehmen, für welches das Fahrzeug bestimmt sei. — Stolz leuchtete ihm aus den blauen Augen.

Der kleine Patriot.

Ein Leser erzählt der Brkf. Ztg. folgendes wahre Geschichtchen: Das siebenjährige Söhnchen eines Bürgers im Ostend sitzt in der Küche beim Kaffee, als sein Vater mit dem Morgenblatt der Zeitung hereinkommt und sagt: „Ein deutsches Unterseeboot ist untergegangen.“ Der Kleine fährt auf und ruft: „Das ist nicht wahr!“ Doch der Vater erklärt ihm, es sei wirklich geschehen. Vater und Mutter gehen aus der Küche, die Zeitung bleibt liegen. Als die Mutter nach einigen Minuten wieder in die Küche kommt, sitzt der Kleine vor der Zeitung und liest mit feinen Fingerchen auf die Zeilen deutend die Meldung vom Untergang des Unterseebootes. Die dicken Tränen rollen ihm über die Backen und unter Schluchzen sagt er zur Mutter: „Es ist doch wahr!“

Deutsch!

Aus Oberschwaben wird dem Stuttgarter N. Tagblatt geschrieben: Ein schwäbisches „Dämchen“, das einige Monate in Paris „engagiert“ war, konnte, scheint's, das französische „gar nemme lau“ (gar nicht mehr lassen). Da es durch den Krieg seine Stelle verlor, bewarb es sich um eine andere und bemühte in dem Gesuch auffällig viele französische Brocken, sogar auf der Außenanschrift statt Herrn „Monsieur“. Die Post strich den französischen Titel ganz mit Recht mit dickem Blaustift durch und erstete ihn mit dem deutschen „Herrn“. Das Gesuch der französischen Schwäbin wurde in folgender Weise beantwortet: „Wir sind im Begriff, den Franzosen „Deutsch“ beizubringen, was nützt, und ich persönlich verzichte auf französischen Schick und Wohlklang. Kräftiges Deutsch wird jetzt gesprochen, und nicht Französisch. Ihr Bild seht als „Muster ohne Wert“ zurück.“

Lieb Vaterland magst ruhig sein.

Im Truppenlager Grafenwöhr in der Oberpfalz haben 17 Landsturmänner einer Stube ihre Kinder zusammengezählt und 107 herausgebracht. Sie sind aber übertroffen worden durch 19 Landsturmänner aus dem bayerischen Wald, die in Frankreich davon erfuhren und sich als Väter von 153 Kindern meldeten.



Luftige Ecke.

Von einer der kleineren südamerikanischen Republiken erzählt man sich eine Anekdote, welche die Methoden illustriert, die zur Anwendung gelangen, wenn es Krieg führen gilt. Die „Marine“ des betreffenden Staates besteht aus einem einzigen altmodischen Raddampfer, der mit einer Kanone armiert ist. In Friedenszeiten dient er zur Güterbeförderung auf dem an der Hauptstadt vorüberfließenden Strom. Beim Ausbruch eines der periodisch wiederkehrenden Kriege übernahm der Präsident das Kommando des Dampfers und fuhr stromaufwärts, um Retorten auszuheben, während er seinem ältesten General die militärischen Vorbereitungen in der Hauptstadt überließ. Ein paar Tage später kehrte der Dampfer zurück, und einige siebzig vogabundenmäßig aussehende Eingeborene, jeder mit einem starken Strid gefesselt, wurden heruntergeführt und dem General übergeben mit einer Note vom Präsidenten, die lautete: „Gieber General! Ich sende Ihnen hiermit siebzig Freiwillige. Bitte, schicken Sie die Stricke sofort zurück.“

Er: „Warum hat dich denn die Frau eine halbe Stunde an der Tür aufgehalten?“ — Sie: „Sie sagte, sie hätte kein Zeit hereinzukommen.“

„O.“ ächzte die schöne Frau, sank in ihren Sessel zurück und griff nach ihrem Herzen, wobei das Telegramm aus ihren Händen zu Boden glitt. Ihre eleganten Gäste kürzten herbei und riefen: „Was ist es? Hat Ihr Gatte einen Unfall erlitten?“ — „Nein, nein.“ stöhnte sie, „es ist von meinem Schwiegersohn. Ich bin Großmutter geworden!“

„Wenn das nicht anders wird.“ sagte die Köchin, „werde ich Sie verlassen müssen.“ — „Anders?“ rief die Hausfrau aus, „was meinen Sie damit?“ — „Unser Verein.“ sagte die Köchin, „hat über Frau Schmidt von nebenan den Boykott verhängt.“ — „Aber was habe ich denn damit zu tun?“ — „Sie steht auf Ihrer Besucherliste, und gegen alle, die mit ihr verkehren, ist der Sympathiefreit erklärt worden.“